



Foto: Till Budde

Text David Kasperek

Der Bund Deutscher Architektinnen und Architekten BDA spricht in seinem Deutschen Architektur Zentrum (DAZ) seit geraumer Zeit nicht „nur“ über Stadt und Architektur, sondern versucht, Raumproduktion in Gänze zu umreißen und damit auch jene raumwirksamen Netzwerke, Personenkonstellationen oder performativen Zusammenkünfte zu beschreiben, die einen oder mehrere Räume schaffen. Wie Raum entsteht, wer daran teilhat und auf welche Weise wir ihn wahrnehmen, sind nur einige der relevanten Fragen, bevor der erste Strich gezeichnet ist. Erst recht vor dem Hintergrund der vielschichtigen Diskussionen um die Sichtbarkeit intersektional marginalisierter Gruppen unserer Gesellschaft. Und so widmen die beiden künstlerischen Leiterinnen des DAZ, Laura Holzberg und Alesa Mustar, auch das 28. Berliner Gespräch dem aktuellen „Programmschwerpunkt zur Förderung einer gerechteren Raumproduktion“.

Schon mit Titel und Titelbild wird eine breit gefächerte Gemengelage aufgemacht: „We are here near there“ zitiert den 2008 verstorbenen palästinensischen Dichter Mahmoud Darwish, das Titelbild wiederum zeigt die 1971 entstandene Arbeit „A Journey from A to B“ der legendären italienischen Architektengruppe Superstudio.

Die Vielfalt als Selbstverständnis

Das 28. Berliner Gespräch des BDA

Adolfo Natalini, der Superstudio 1966 gemeinsam mit Cristiano Toraldo di Francia gründete, steht dann mit je einem Zitat Pate für die beiden Blöcke, in die das Symposium gegliedert ist.

„Die Kraft des Aufständischen“ wird eingeleitet mit Natalinis Kritik an Design und Architektur als Manifestationen des Konsums, die 1971 in der Aussage gipfelte: „Wir können ohne Architektur leben...“. Unter Moderation von Niloufar Tajari kommen Tashy Endres, Orhan Esen und Anna Steigemann zusammen. Endres berichtet von ihrer Tätigkeit als transformative „Organizerin“ in Berlin und macht dabei auf die Wichtigkeit aufmerksam, dass bei Projekten, die sich für eine sozialverträgliche Stadt einsetzen, auch wirklich jene Menschen Gehör finden, die „in Reihe eins stehen“, sprich als Allererste von zum Beispiel Mieterhöhungen betroffen sind. Während die Mittelschicht, aus der die Initiative für derlei Ansätze oft hervorgehe, „eher in Reihe 98 steht“ und Mietersteigerungen zwar spüre, aber in der Regel finanziell bewältigen könne, seien es arme Menschen, die oft „schon einmal ihre Heimat verloren haben und hier Arbeiten verrichten, die die Deutschen nicht übernehmen wollten“, so Endres. Sie sind durch Mieterhöhungen weitaus früher zu einem erneuten Wegzug gezwungen.

Orhan Esen – Stadtforscher, Autor und stadtpolitischer Aktivist – legt einen Parforceritt durch die Geschichte des Wohnbaus seiner Heimatstadt Istanbul aufs Parkett, der in der Darlegung der vom türkischen Staat zuletzt betriebenen Strategie mündete, mit hochpreisigem Wohnungsbau zwar eine neue Mittelschicht zu etablieren, aber auch einen wachsenden Anteil armer Menschen und damit eine zunehmende Zweiteilung der türkischen Gesellschaft. Anna Steigemann – unter anderem Senior Researcher an der Habitat Unit der TU Berlin – stellt Forschungen zu „Spaces of Solidarity“ vor: Derlei Orte seien meist nicht nur von marginalisierten Gruppen selbst organisiert, sondern im Unterhalt für die Beteiligten anstrengend, da sich Städte, die sich weltweit offen geben, zwar gerne mit ihnen schmücken,

der breite Rückhalt in der Stadtpolitik aber fehle.

Auch den zweiten Block, „die Macht des Sichtbaren“, eröffnet ein Zitat Natalinis: „In der Architektur war kritische Aktivität immer mit dem Konzept der Utopie verbunden...“ – vorgetragen in der englischen Übersetzung. Anna Yeboah, Architektin und Kuratorin aus Berlin, schildert in eindringlichen und präzisen Worten die Arbeit des Pilotprojekts „Dekoloniale Erinnerungskultur in der Stadt“. Im Rahmen dieser Initiative entstand unter anderem eine Ausstellung im Museum Treptow über jene Menschen, die im Rahmen der Berliner Kolonialausstellung 1896 im Treptower Park in Berlin wie Zootiere ausgestellt wurden. Was sagt es über unsere Gesellschaft, wenn das Wissen um die Gräueltaten während der deutschen Kolonialherrschaft weder in unseren Schulen gelehrt wird noch einen baulichen Ausdruck in unseren Städten findet? Ein weitestgehend blinder Fleck auch in unseren Stadtbaugeschichten, der wieder von der entsprechenden Gemeinschaft selbst angegangen wird, zumeist, wie Yeboah berichtet, gegen massive Widerstände aus Politik und Teilen der Mehrheitsgesellschaft.

Während Jörg Stollmann – Professor für Städtebau und Urbanisierung an der TU Berlin – verdeutlicht, welche Rolle Kartierungen dabei spielen können, genau derlei geschichtliche, soziale oder wirtschaftliche Kontexte aufzuspüren, macht ein kurzer Film der Gruppe Guerilla Architects aus Berlin zum Abschluss unfreiwillig klar, dass es immer noch viel zu selten die Anwohner und Betroffenen selbst sind, die Raumproduzentinnen in ihr Milieu einladen, sondern diese – wie in diesem Fall – von einem Theater im Rahmen eines Festivals an den jeweiligen Ort entsandt werden. So schloss sich der Kreis zum Beginn der Veranstaltung und mit der relevanten Feststellung, dass für tatsächlich gerechte Stadt und Architektur Gemeinschaften organisiert werden müssen, in denen wirklich alle zu Wort kommen, in denen wir gemeinsam über die Räume entscheiden, in denen wir leben. Im besten Fall auch außerhalb Berlins.



Foto: CKSA

Rob Krier konnte sich schnell echauffieren, wenn er über Stadtplanung sprach. Er ertrug die Verunstaltungen, den gebauten „Schund“ von der Nachkriegszeit bis heute nicht. Während eines Vortrags im kleinen Veranstaltungssaal der Botenschaft seines Großherzogtums Luxemburg in Berlin drohte an einem Moment sogar das Rednerpult vorne überzukippen. In einem Interview anlässlich seines 80. Geburtstags war mit Blick auf die Europa-City am Berliner Hauptbahnhof zu lesen: „Dieser repetitive Dreck in den Städten – das ist öffentliche Kriminalität, Baukriminalität!“

Krier hat sich immer und überall leidenschaftlich für sein Anliegen einer anderen, vielfältigen Stadtarchitektur und -reparatur in einem tradierten System von Gassen, Straßen, Plätzen und kleinteiliger Nutzung eingesetzt. Er war aber nicht nur Stadtplaner, sondern auch Architekt, Maler und Bildhauer. Sein künstlerisches Interesse war schon in der Kindheit geweckt: „Zwölf Jahre dürfte ich alt gewesen sein, als mein Vater mich im Garten entdeckte, wie ich mit Hammer und Meißel einen Stein bearbeitete. Ich wollte einen Hirten der Weihnachtskrippe nachformen. Er erkannte die Hilflosigkeit meines Unterfangens und riet mir, eine alte Schuhschachtel zu suchen, sie mit flüssigem Gips zu füllen und in das frisch erhärtete Material mit einem feinen Küchenmesser zu schnitzen.“

Nach dem Architekturstudium an der Universität München, Stationen bei Oswald Mathias Ungers und Frei Otto, Assistentenzeit in Stuttgart, eine Gastprofessur in Lausanne, Bürogründung in Wien und die Zeit von 1976 bis 1998 als Professor für Architektonische Gestaltungslehre an der TU Wien kam er schließlich nach Berlin. 1993 gegründete Krier hier mit seinem Büropartner und Schwiegersohn Christoph Kohl ein Büro, der fortan seine Skizzen und Zeichnungen in gebaute Architektur umsetzte.

Krier musste viel Kritik ertragen. Sein Bild der Stadt war schwelgerisch in der Vergangenheit

Rob Krier 1938–2023

verwurzelt, man kann auch sagen romantisierend. Er sehnte sich nach dieser Vielfalt gewachsener Stadtstrukturen, wie sie sich über Jahrhunderte entwickelt haben und wollte sie mit seinen Projekten nachempfinden, befasste sich dabei aber als „Stadt-Arrangeur“ vor allem mit der äußeren Gestalt, legte wenig Augenmerk auf das Handwerkliche und das Innere, vor allem die Wohnungsgrundrisse, die oft verwinkelt sind, mit Möbeln schwierig einzurichten.

Seine ersten wichtigen Bauten entstanden im Rahmen der Internationalen Bauausstellung (IBA) 1984/87 Berlin: An der Rauchstraße entwickelte der den Masterplan für das Quartier, baute das Entree-Doppelhaus mit Durchgang an der Stülerstraße und dahinter eine der Stadtvillen. An der Ritterstraße realisierte er zwei Häuser mit Wohnhof als Teil der großen Blockbebauung, für die er 1977 eine städtebauliche Studie geliefert hatte. In den frühen 1990er Jahren folgte in Potsdam mit Aufbau-Ost-Programm die Planung des Neubauprojekts Kirchsteigfeld, das mit weiteren Architekten nach seiner Vorstellung von Stadt in Teilen ausgeführt wurde. Später folgten mehrere Projekte in den Niederlanden, zum Beispiel das zu Helmond gehörende Brandevoort. Krier entwickelte auch hier den Rahmenplan für den Ort und legte ein Gestaltungshandbuch fest, anknüpfend an eine klassische „brabantische Stadt“ mit kleinen Reihenhäusern. In Amsterdam entstand das große Wohn- und Büroquartiere „De Resident“ – auch hier in Partnerschaft mit anderen Architekten. 2008 wurde Kriers und Kohls „Cité Judiciaire“ in Luxemburg fertig. Die Anknüpfung an historische, zum Teil monumentale Bauformen für ein neues Justizzentrum sorgte für Unverständnis. 2011 wurde sein letztes Großprojekt fertig, ein überladen dekorierter Bilderbuch-Baublock in Bilbao.

Kriers gebaute Architektur ist inzwischen aus der Zeit gefallen, wird aber in den Niederlanden weiterhin geschätzt, wie Christoph Kohl fest-

stellt. Seine Vorstellungen hat Krier schon früh 1975 in seinem Buch „Stadtraum in Theorie und Praxis“ dargelegt, das nach Erscheinen viel Beachtung fand. Nach einer Übersicht und Analyse der Gründe der „Stadterstörung“ stellt er seine Gegenentwürfe am Beispiel der Stuttgarter Innenstadt vor. Es folgten zahlreiche weitere Bücher. Zuletzt erschien 2021 „The Work: Architecture, Urban Design, Drawings, Sculptures“ auf 1344 Seiten in zwei Bänden. 2005 und 2019 widmete sich das Deutsche Architekturmuseum Frankfurt am Main dem Werk von Krier. Der Architekt hat dem Museum sein gesamtes architektonisches Œuvre vermacht. Rob Kriers jüngerer Bruder Léon, ebenfalls Architekt und Künstler, schlug in seinen Schriften und Projekten einen ähnlichen, teilweise noch konsequenteren Weg der Stadtplanung ein. Gebaut hat er sehr wenig.

Neben Wien und dann Berlin lebte Rob Krier auch in der kleinen Ortschaft Duomo an der italienischen Riviera. Dort arbeitete er an seinen teilweise überlebensgroßen Figuren, meist Körperfragmenten, die in ihrer Gestik klassischen Idealen folgen – ein wenig Michelangelo oder auch Rodin. Zuvor war sein Atelier viele Jahre in der Provence. Die Büste mit Goldmaske von 1984 an der Fassade in der Rauchstraße in Berlin gibt einen Eindruck seines plastischen Werks. Bereits in Wien und später in den Niederlanden wurden die Bauten von ihm mit seinen Kunstwerken ergänzt. In Barcelona steht seine Skulptur eines katalanischen Dichters, in Pforzheim sein Flößer-Denkmal.

In Erinnerung bleibt ein Architekt, Bildhauer und Hochschullehrer voller emotionaler Nostalgie, Protestenergie, aber auch Lebensfreude, der in einer Phase der allgemeinen Neuorientierung, die man Postmoderne nennt, seine eigene baukünstlerische Position einnahm. Rob Krier ist am 20. November letzten Jahres im Alter von 85 Jahren in Berlin gestorben. **Sebastian Redecke**